

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 52

Artikel: Ein Wandertag [Schluss]
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645967>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 52 — X. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 25. Dezember 1920

Weihnacht.

Von Ernst von Wildenbruch.

Die Welt wird kalt, die Welt wird stumm,
der Winter-Tod geht schweigend um;
er zieht das Lailach weiß und dicht
der Erde übers Angesicht —
Schlafe — schlafe.

Du breitgewölbte Erdenbrust,
du Stätte aller Lebensluft,
hast Duft genug im Lenz gesprüht,
im Sommer heiß genug geglüht,
nun komme ich, nun bist du mein,
gefesselt nun im engen Schrein —
Schlafe — schlafe.

Die Winternacht hängt schwarz und schwer,
ihr Mantel legt die Erde leer,
die Erde wird ein schweigend Grab,
ein Ton geht zitternd auf und ab:
Sterben — sterben.

Da hoch — im totenstillen Wald
was für ein süßer Ton erschallt?
Da tief — in tiefer dunkler Nacht
was für ein süßes Licht erwacht?

Als wie von Kinderlippen kling't's,
von Ast zu Ast wie Klammern springt's,
vom Himmel kommt's wie Engelsang,
ein Flöten- und Schalmeyenklang:
Weihnacht! Weihnacht!

Und siehe — welch ein Wundertraum:
Es wird lebendig Baum an Baum,
der Wald steht auf, der ganze Hain
zieht wandelnd in die Stadt hinein.
Mit grünen Zweigen pocht es an:
„Cut auf, die sel'ge Zeit begann,
Weihnacht! Weihnacht!“

Da gehen Tür und Tore auf,
da kommt der Kinder Jubelhauf,
aus Türen und aus Fenstern bricht
der Kerzen warmes Lebenslicht.
Bezwungen ist die tote Nacht,
zum Leben ist die Lieb' erwacht,
der alte Gott blickt lächelnd drein,
des laßt uns froh und fröhlich sein!
Weihnacht! Weihnacht!

Ein Wandertag.

Erzählung von Hermann Heße.

Viertes Kapitel.

Hier fanden sie inmitten des freundlichen Raumes eine Tafel für Biere schön und reichlich gedeckt, mit schimmernden Fußgläsern und Silberzeug auf frischem Damast, mehrere Teller übereinander und Flaschen mit rotem und weißem Weine handgerecht stehend. Das war nun freilich eine andere Art zu reisen und zu speisen als es die sparsamen Fußwanderer gewohnt waren. Der Maler hatte seine Zeichnung unter daliegendem Leinwand auf einem Tische des Vorzimmers vorläufig verborgen, auch Zeit gefunden, auf der dunkelnden Treppe seinen Schwerpunkt mit Taschentuch

und Saemesser einigermaßen abzuschaben. Er machte nun den vorsichtigen Versuch, sich auf einem Stuhle niederzulassen, und fand zu seiner großen Freude die Kraft des Klebstoffes soweit gebrochen, daß er bei einiger Sorgfalt wohl hoffen durfte, jederzeit mit Ehren sich wieder erheben zu können.

An einem Fenster stehend erwarteten die beiden in leichter Befangenheit des weiteren. Der See, der noch in voller Sonne lag, warf ein schon abendliches, warmes Licht zurück und an die Wände des Zimmers, die mit einer neuen, figurenreich mythologischen Tapete bezogen waren.

Die Wirtin in sauberer Schürze trug die Suppe auf, und gleichzeitig traten die Gastgeber herein, der Alte nur gebürstet, rasiert und geglättet, die Tochter jedoch umgekleidet, in einem dunkelblauen schweren Abendkleide, und sorgfältig frisiert, so daß alsbald, trotz einiger Scheu der Gäste, ein Flug von Glanz und Festlichkeit mit hereinzog.

Man begrüßte sich eifrig und vergnügt und nahm ungefümt an der schönen Tafel Platz. Die Wirtin servierte das Essen, der Wirt selbst im Tuchrock den Wein, auf die kräftige Suppe folgte eine Schüssel vorzüglicher Fische aus dem See, über deren eigentliche, zoologisch richtige Namen man jedoch nicht einig wurde.

Als an die Stelle der Fischplatte ein tadelfreier, zarter Kalbsbraten gesetzt wurde, hatten die Gäste ihre weltgewandte Befangenheit schon zu einem guten Teil abgelegt, namentlich der Keutlinger gab sich Mühe um ein großzügiges, nicht eben gelehrtes, doch edles Tischgespräch. Der Maler, der zuzeiten ungenehm die Adhäsionskraft seines Beinkleides prüfte und nötigenfalls verstohlen mit der flachen Linken zwischen sich und seiner Sitzgelegenheit auf Sonderung drang, hatte das Glück, die schöne Fremde im besten Lichte ihm gegenüber sitzen zu sehen. Er hatte die zierliche Fertigkeit bewundert, mit welcher sie das weiße Fleisch des Fisches von den Gräten löste (welche die Wirtin entschuldigend „Dornen“ nannte), und fühlte bei ihrem Anblick, so sehr sie ihm in jeder Hinsicht überlegen schien, doch wieder jene unerklärliche Rührung, als bedürfe dieses feine und schmucke Geschöpf eines besonderen Schutzes und einer besonders zärtlichen Liebe. Sie befand sich indessen bei völliger Unbefangenheit durchaus wohl und gab ihm zu irgendwelcher Beschützung, Hilfe oder Zusprache keinerlei Anlaß, bediente vielmehr wiederholentlich seinen Teller mit guten Bissen, wenn er selbst sich zu sparsam bedacht hatte, und schien — alles in allem — weit eher ihm ein halb mütterlicher Schutzhengel zu sein. Sie fragte nach den Absichten seiner Reise, und wie er denn alsdann in dem fernen wilden Lande so allein zu leben gedenke. Da tat er ihr denn ein Fensterlein in sein bescheidenes Malerleben auf und sie erfuhr belustigt, wie er seinen kleinen Haushalt zu führen und sogar ein wenig zu kochen verstehe.

Ihr schienen diese kleinen Angelegenheiten spaßhaft und unterhaltend, und so oft er ablenkend von andrem zu reden begann von den Bildern, die er zu malen hoffe und dergleichen, was ihm groß und ernst und wichtig war, brachte sie ihn immer wieder auf jene hausfraulichen Kleinigkeiten zurück und erfuhr von ihm und seinem Tun und Leben in aller Geschwindigkeit unendlich viel mehr als er von den ihren. Doch bemerkte er selbst das nicht, denn geben und nehmen ist für Verliebte einerlei.

Unten stand schon die hübsche Reisekutsche des Bremers bereit, und auch die jungen Freunde wollten vor Nacht noch eine Strecke wandern. Der Herr bemerkte im Gespräch, es wäre ja wohl möglich, daß man sich nochmals später begegne, vielleicht in Mailand, doch vermochte der aufmerksam horchende Maler in seinen Worten keine Rechnung, Absicht oder gar Aufforderung zu erkennen, auch war von einer mailändischen Adresse keine Rede. Es war nicht anders, der Abschied stand bevor und an ein Wiedersehen war nicht zu hoffen.

Als man denn mit guten Wünschen für eine weitere fröhliche Reise mit dem letzten Glase anstieß und sich von der behaglichen Tafel erhob, enteilte Gustav Weizsäcker in das Vorzimmer, holte seine Zeichnung hervor und überreichte sie dem Fräulein. Sie betrachtete das zierliche Blatt mit Ueberraschung, wollte nicht glauben, daß es ein Geschenk für sie sein solle, reichte es dem Alten hin und meinte, das dürfe sie nicht annehmen. Auch der Vater machte einige Einwände, gab sich jedoch bald zufrieden und meinte freundlich: „Sie wollen uns zeigen, daß ein Künstler immer der Reichere und Geber ist, wenn er mit gewöhnlichen Bürgern zusammenkommt. Damit haben Sie Recht. Ich bin kein Kunstverständiger, lieber Herr, und kann Ihnen keine Elogen über Ihre Fertigkeit machen. Aber wenn ich Sie junge Leute ansehe, wie Sie Ihre erste Reise in die Fremde tun, und die Augen voller Glanz haben, so muß ich meine Lust daran haben und muß Ihnen beiden zum Abschied wünschen: Bleiben Sie so gute Freunde und so muntre Reisende noch lange Zeit!“

Damit schieden sie auseinander und nach wenigen Augenblicken marschierten Jonas und Gustav zum Hof und Garten hinaus der abendfarbenen Weite entgegen, der eine vom guten Weine froh erregt und munter pfeifend, der andre schweigsam und ergeben. Er dachte sich ein Bild, das er später malen würde: Ein leuchtender Sommerhimmel, in welchen ferne wilde Gebirge ragen, und unten eine warme, schillernde Seebreite, und im Vordergrund die Brüstung eines Schiffes, an der ein schönes bräunlich blasses Mädchen ausschauend steht, die halbe Stirn vom zurückgeschlagenen blauen Schleier verhangen.

Sie waren noch keine halbe Stunde gewandert, da klang hinter ihnen auf der harten Straße Pferdetrab und leichtes Räderrollen, sie traten wartend an den Straßenrand, und kurz bevor das rasche, gute Fahrzeug sie erreichte, stimmten sie kräftig an:

Ah Gott, wie weh tut Scheiden!
Hat mir mein Herz verwundt;
So trab ich über die Heiden
Und traur' zu aller Stund,
Der Stunden der seind allsoviel,
Mein Herz trägt heimlich's Weiden,
Wiewohl ich oft fröhlich bin.

Aus der braunen Kutsche grüßte nickend und lächelnd im Vorüberfahren das graubärtige Gesicht des Kaufherren aus Bremen, und das schmalere seiner Tochter, und beide winkten mit froher Lebhaftigkeit heraus, und da sie schon weit waren, wehte noch einmal auf der Seite des Mädchens ein blauer Schleier aus dem dahinfahrenden und bald entschwindenden Wagen.

Hätt mir ein Gärtlein bauen —
Stimmte Jonas Finkh den zweiten Vers des begonnenen Liedes an, denn sie waren beide als rechte Sänger gewohnt nichts Halbes von sich zu geben. Allein der Maler tat nicht mit, er ging gesenkten Hauptes dahin, und da ihn sein Freund anrief und zum Weiteringen mahnte, schüttelte er den Kopf, zog sein Taschentuch hervor und begann sich heftig zu schnäuzen.

— Ende. —